

Doris Bühler-Niederberger

Kindheit heute – ein soziologischer Blick

♦ Die Wahrnehmung der Kindheit ist gegenwärtig zwischen Moderne und alten, stets neu bedienten negativen Vorstellungen angesiedelt. Warum auf sie oft ein besorgter Blick geworfen wird, lässt sich historisch erklären. Die Autorin deckt ebenfalls auf, wie Kindheit entweder überschätzt oder verkannt wird. Nicht alle Übel der Welt können oder müssen in der Wiege oder Kinderstube bekämpft werden, vielmehr sollte Kindheit als eine Lebensphase gesehen werden, die ihre eigene Qualität hat und ihren Wert nicht allein aus der Vorbereitung auf das spätere Leben schöpft. Dazu gibt sie einen Überblick über das Aufwachsen vor allem in Österreich und Deutschland, illustriert die individualisierten Kindheiten westlicher Länder in einem hochinteressanten interkulturellen Vergleich und ruft abschließend „ungleiche“ Kindheiten in Bezug auf Erfolg im Bildungswesen in Erinnerung. Nicht zuletzt will Doris Bühler-Niederberger hier dazu beitragen, „die Aufmerksamkeit von der angstbesetzten Fixierung auf Gefahren, die aus Mängeln und Lücken der Erziehung erwachsen könnten, ein Stück weit zu lösen“. (Redaktion)

1 Kindheit – überschätzt und verkannt

Die Kindheit soll die Welt retten. Alles, was mit Erwachsenen noch nicht erreicht wurde oder doch jedenfalls nur sehr beschränkt erreicht wurde, könnte, ja sollte mit den Kindern und also in Zukunft erreicht werden.

Diese bereits mehrere hundert Jahre dominierende Vorstellung ist zumindest anfänglich Grund dafür, Kindern systematisch Aufmerksamkeit zu schenken. Sie kommt ihnen deshalb zu, weil Kinder viele Mängel aufwiesen; es gehe demzufolge darum, auf Kinder einzuwirken, sie zu bessern! Zu dieser Besserungsnotwendigkeit, aber auch -würdigkeit heißt es etwa bei Herbart in seinem 1816 erschienenen „Lehrbuch zur Psychologie“, dass sich das

Kind von den Wilden, den Tieren, den Irren insofern nicht unterscheide, als es – genau wie diese – in einem Zustand lebe, in dem die „unteren Begehrensvermögen“ vorherrschten. Das Kind könne jedoch – anders als diese – einen anderen Zustand erreichen, einen Zustand der Kontrolle von Leidenschaft, der Selbstbeherrschung; den Zustand des erwachsenen, gebildeten Menschen. Dies sei durch die Erziehung als planvollen, geführten Prozess zu erreichen. An der Unabdingbarkeit dieses „geführten“ Prozesses ließen die von Herbart verwendeten Bilder wenig Zweifel.¹

Obige Vorstellung ist jedoch noch weitaus älter. Wir können sie bis zu dem Zeitpunkt zurückverfolgen, an dem ernsthafte Bemühungen und jedenfalls der Anspruch erkennbar sind, *alle* Kinder einer systematischen Erziehung zu unterziehen.

¹ Johann Friedrich Herbart, Lehrbuch der Psychologie, Königsberg–Leipzig 1816, 37–54.

Konkret: Wir finden diese Leitidee der Besserungsnotwendigkeit und -würdigkeit von Kindern seit der Reformationszeit. Zuvor gelten die systematischen Erziehungsanstrengungen immer nur wenigen Kindern, zumeist Kindern der gesellschaftlichen Elite. Ab der Reformation gilt, dass die richtige Ordnung nur erreicht werden könne, wenn man systematisch bei der Erziehung der Kinder ansetze. Die richtige Ordnung, das war für die Reformatoren sowohl die demütige innere Haltung gegenüber Gott, aber auch die richtige Einstellung zur weltlichen Obrigkeit und zur eigenen Lebensführung. Sich selbst überlassen dagegen würden die Kinder sich und die Gesellschaft verderben, denn sie seien „natura mali“ – so Martin Luther.² Der deutsche Humanist und Reformator Andreas Althamer ging sogar so weit, die hohe Kindersterblichkeit als Beweis für die kindliche Sündhaftigkeit anzuführen, denn Tod sei der Sünde Lohn. In Kindern stecke viel Sünde, schnell seien sie verdorben, würden sie nicht mit guter Zucht von ihrer Schlechtigkeit zurückgehalten.³ Übrigens findet man in der Reformationszeit auch eine zweite rhetorische Form, die bis heute reichlich Anwendung findet, wenn über die „richtige“ Kindheit die Welt gerettet werden soll: die Elternschelte. Die Eltern werden der Pflichtvergessenheit, der großen Nachgiebigkeit und ganz allgemein des Unverstands beschuldigt. Damals wie heute haben die selbsternannten Retter wenig bedacht, wie sich ihre Ratschläge und vor allem ihre vernichtende Schelte auf die Eltern-Kind-Beziehungen auswirken.

Das Kind sei ein schwaches Geschöpf, neige von Natur aus zur Sünde. Dieser

Ansicht waren auch die katholischen Reformer, die sich rund hundert Jahre später – also im 17. und 18. Jahrhundert – mit zahlreichen Schulgründungen hervortaten. Die Schlechtigkeit des Kindes findet hier weniger drastische Schilderungen, seine Schwäche aber verlange Schutz vor der Welt und sich selber. Dieser Einstellung folgten die Jesuiten nicht anders als die Jansenisten in den Institutionen der Erziehung, die sie aufbauten. Sie schufen darin eine eigene Welt, jenseits der sündigen Welt; das galt vor allem für ihre Internate und Colleges.

Auch im 19. Jahrhundert, in dem die Erziehung zweifellos einen Säkularisierungsprozess durchlief, blieb es beim Mängelkatalog, der die intensive Befassung mit den „kleinen Wilden“ anleitete. Nun war es eine hysterische Angst vor der kindlichen Triebhaftigkeit, die sich breit machte. Standen jetzt nicht mehr so sehr das innere Verhältnis zu Gott oder das Seelenheil im Vordergrund, so waren es doch die Tugenden der Selbstdisziplin, Selbstbeherrschung, Mäßigung – die wenigen Sätze zu Herbart im einleitenden Abschnitt haben bereits darauf aufmerksam gemacht. Die Erreichung dieser Tugenden verlangte nach einem straffen Programm sowie nach einem stets wachsamem Auge – eine besorgte Haltung gegenüber der Kindheit und dem einzelnen Kind. So nährte also die Befassung mit dem Kind ihren stärksten Antrieb aus der Angst, das Kind könnte misslingen, mit gravierenden Folgen für dieses selbst und die ganze Gesellschaft. Diese Angst war Ursache dafür, dass dem Kind im Laufe der Jahrhunderte zwar etwas variierende Programme verordnet wurden, im Wesentlichen aber Program-

² D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883, 47, 819; 7, 1682.

³ Gerald Strauss, *Luther's House of Learning. Indocination of the Young in the German Reformation*, Baltimore 1978, 95.

me, die ihm nicht besonders schmecken sollten, Programme, die das Kind den Erwachsenen straff unterstellten und nach Überwachung verlangten.

Weshalb ist diese Darstellung hier wichtig, ist sie doch Geschichte, und soll in diesem Beitrag über die Kindheiten der Gegenwart nachgedacht werden? Sie ist deshalb wichtig, weil die Vorstellung, das Kind vor einer drohenden negativen Entwicklung zu bewahren, unsere Wahrnehmung der Kindheit noch immer weitgehend bestimmt. Sie erklärt den Blick der Besorgnis, den wir stets auf die Kindheit werfen. Die Angst, etwas könnte falsch laufen, es könnte Wesentliches versäumt werden, es stünde alles ohnehin keineswegs zum Besten, lässt uns ein Ende der Kindheit oder zumindest eine „Unschuld in Gefahr“ vermuten. Und wenn es um etwas „kleinere“ Ängste gehen darf, so besteht immerhin die Angst, Kinder würden zu wenig gefördert, sie könnten zu Schulversagern werden – mit all den negativen Folgen, die für das Erwachsenenleben damit zu befürchten wären, all den Folgen, die für die Gesellschaft als Ganze bestünden. Gerade in den letzten Jahren treibt diese Angst immer mehr und größere Blüten.

Hier wird eine *Überschätzung* der Kindheit sichtbar, denn nicht alle Übel der Welt können und müssen in der Kinderstube oder gar schon in der Wiege bekämpft werden – manche setzen geradezu ein erwachsenes Hirn, eine erwachsene Maßlosigkeit voraus. Andererseits wird auch ein *Verkennen* von Kindheit deutlich, das dem erwachsenen und erwachsenenzentrierten Blick hier unterläuft. Verkannt wird Kindheit nämlich als eine Lebensphase, die einen Wert in sich hat, ihren Wert nicht allein aus der Vorbereitung auf die Zeit, die danach kommt, schöpft. Und verkannt wird auch der Beitrag, den Kinder nicht nur zu

ihrer eigenen Bildung, sondern etwa auch zu sozialen Beziehungen von Kindern untereinander und zwischen Kindern und Erwachsenen leisten. Dies ist also auch eine *Unterschätzung* der Kinder und des Wertes, der ihnen als Kinder zuzumessen ist.

Für die Aufwertung der Kinder als Träger von Rechten und der Kindheit als einer Lebensphase mit eigener Qualität haben in den vergangenen zwanzig Jahren die internationalen Organisationen viel geleistet, vor allem mit dem wichtigsten Regelwerk, das je für Kinder erlassen wurde: der UN-Kinderrechtskonvention. Diese war nicht nur für die Länder der Dritten Welt, sondern gerade auch für unsere Länder bitter nötig. Denn im Gefolge dieses Regelwerks wird nun auch das Wohlbefinden der Kinder zu einem Gegenstand der Politik gemacht. Damit wird also nicht nur über das geredet, „was Kinder brauchen“. Letzteres nämlich – hierin tritt die Problematik dieser Formel zutage – ist immer schon durch andere und nicht durch konkrete Kinder selber definiert, bestimmt hauptsächlich von der Voreinstellung, Kindheit sei lediglich eine (als prekär erachtete!) Vorbereitung auf das spätere Leben.

Die Soziologie der Kindheit hat in den vergangenen beiden Jahrzehnten die Betrachtung von Kindheit als bloße Vorbereitung und von Kindern als nur „Werdende“ immer wieder kritisiert. Ihre Forderung war es, Kindheit als besondere *Lebenslage* zu berücksichtigen, Kinder als Akteure mit eigenen Beiträgen und einer eigenen Perspektive ernst zu nehmen. In diesem Sinne hat sie mit den Bemühungen der internationalen Organisationen einiges gemeinsam. Wenn ich im Folgenden einen Überblick über das Aufwachsen heute, vor allem das Aufwachsen in Österreich und Deutschland gebe, dann soll also in dieser Weise – und soweit dazu Forschungsergebnisse vor-

liegen – nach der Qualität von Kindheit als Lebensphase gefragt werden. Das Bild, das sich dabei ergibt, ist durchaus unspektakulär, es sind eben vor allem „ganz normale Kindheiten“, die da ausgemacht werden können. Allerdings zeigen sich auch einige Mängel und Ansprüche. Diese sind möglicherweise nicht so einfach anzugehen oder gar zu beheben. Es gilt sie aber immerhin zu beachten. Das aber verlangt, die erwachsene Aufmerksamkeit, die öffentlichen Debatten und die politischen Anstrengungen stärker auf die *Qualitäten von Kindheit als Lebensphase* zu richten. Dagegen hat sich die Aufmerksamkeit von der angstbesetzten Fixierung auf die Gefahren, die aus Mängeln und Lücken der Erziehung erwachsen könnten, ein Stück weit zu lösen.

2 Aufwachsen heute⁴

2.1 Normalität der Kindheit – oder: die Kindheit fest in der Hand der Familien

Man kann die Kindheiten in Österreich im Allgemeinen als behütet bezeichnen – allerdings auf die Gefahr hin, damit möglicherweise auf Ungläubigkeit oder gar Protest zu stoßen. Die Medien entwerfen oft ein Schreckensbild zerrütteter Familien, verarmter und verwahrloster oder gar wohlstandsverwahrloster, zumindest aber sich selber überlassener Kinder. Sieht man dagegen etwas nüchterner auf die Entwicklungen, so lassen sich für diese Horrorszenerarien wenige Belege finden. Die Familienverhältnisse etwa sind – zumindest

äußerlich betrachtet – mehrheitlich unauffällig, ja erstaunlich traditionell geblieben. Rund 80 % der Kinder in Österreich wachsen mit ihren beiden leiblichen Eltern auf. Angesichts einer Scheidungsrate, die weit über dreißig Prozent liegt, ist dies erstaunlich und darauf zurückzuführen, dass Ehen mit minderjährigen Kindern seltener geschieden werden. Das lässt auf eine „verantwortete Elternschaft“ schließen;⁵ d. h. Eltern richten sich in der Gestaltung ihrer Familienverhältnisse mehr oder weniger nach einem Bündel von Normen „guter Kindheit“, sie stellen dies jedenfalls in Rechnung. Kinder wachsen auch mehrheitlich mit einem oder mehreren Geschwisterkindern auf; auch dies entspricht der unter Eltern verbreiteten Vorstellung, dass dies für die Entwicklung der Kinder förderlich sei. Gerade nur ein Sechstel der Kinder in Österreich sind Einzelkinder. Immer noch zeichnen dabei die Mütter als Hauptverantwortliche der Erziehung und schränken entsprechend ihre Berufstätigkeit ein; daran hat sich erstaunlich wenig geändert in den letzten Jahren.

Zur behüteten Familienkindheit gehört auch elterliches Engagement in der Förderung der Kinder. Die AK-Studie „Nachhilfe in Österreich“ (2013) zeigt, dass die Eltern einiges an Zeit und gelegentlich auch Geld investieren, um ihren Kindern dabei zu helfen, mit den Anforderungen der Schule klarzukommen. Aus anderen Ländern, etwa Großbritannien, USA, Deutschland, ist auch bekannt, dass heutige Eltern mehr als frühere Generationen in Kurse, außerschulischen Unterricht,

⁴ Die folgenden Ausführungen zu Kindheiten heute stützen sich auf Angaben aus „Statistik Austria“ (www.statistik.at), auf eigene Untersuchungen der Autorin dieses Beitrages, sowie auf verschiedene Untersuchungen anderer Autoren und Autorinnen; letztere werden in der Folge jeweils ausgewiesen.

⁵ Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 2012.

Vereinsmitgliedschaften ihrer Kinder investieren und dass die meisten Eltern sich verpflichtet fühlen, bereits ihre Vorschulkinder kognitiv zu fördern, durch Vorlesen, kleine Verse einüben, Zahlenspiele usw. Das alles wird zweifellos nicht von allen Eltern mit dem gleichen Geschick oder Engagement in die Hand genommen, immerhin aber wird dies fast durchgängig als elterliche Aufgabe akzeptiert.

Horrorszenarien sind also keineswegs am Platz, trotzdem gibt es zwei Zahlen, die das Bild trüben. Das ist einmal die Rate der Kinderarmut. Diese ist zwar laut einer Studie zur Kinderarmut in OECD-Ländern in Österreich besonders tief, nur die skandinavischen Länder erreichen ähnlich günstige Werte. Jedoch sollte hier gelten, in einem wohlhabenden Land solche Armutslagen überhaupt zu vermeiden. Untersuchungen zur Armut, die differenziert nach der Perspektive der Kinder fragen,⁶ zeigen denn auch, dass die davon betroffenen Kindern schwierige Aufgaben zu meistern haben: um ihre Eltern zu schonen, um nicht isoliert zu werden unter peers, um den Anforderungen der Schule Genüge zu tun. Es sind dies Balanceakte, die nicht immer gelingen.

Zu hoch sind auch die Werte für die Körperstrafen, welche die Eltern noch praktizieren. Eine Studie von Bussmann und seinen Mitautoren⁷ zeigt, dass noch

immer ca. 70 % der österreichischen Eltern Körperstrafen anwenden. Dieser Wert ist erschreckend hoch. Auch wenn man argumentieren kann, dass er – gemäß derselben Studie – in Frankreich und Spanien noch höher liegt, so erfährt die Mehrheit österreichischer Kinder gelegentlich oder öfter Körperstrafen. Die Ergebnisse zu den Folgen von Körperstrafen für die Entwicklung der Kinder (hinsichtlich späterer Depressionen und Aggressionen) zeigen überzeugend und in einer Vielzahl US-amerikanischer Studien,⁸ wie schädlich diese Strafpraktiken sind, auch wenn es sich nicht um eigentliche Misshandlungen handelt, sondern „nur“ um Ohrfeigen, Schubsen, Schütteln usw. Diesem Befund ist der etwas provokative Untertitel dieses Abschnitts geschuldet: „die Kindheit – fest in der Hand der Familien“. In einer Studie des Österreichischen Institutes für Familienforschung⁹ kann man erfahren, dass vor allem die Mütter von Kindern zwischen ein und sechs Jahren mit Wutgefühlen zu kämpfen haben und dass dies die Mütter höherer Bildungsschichten nicht weniger betrifft. Insofern gerade diese Mütter an sich den Anspruch stellen, konsequent zu sein und nicht verwöhnend, entstehen wohl auch überfordernde Situationen.

Wir haben es also insgesamt mit einer in mancher Hinsicht eher traditionellen Kindheit zu tun – übrigens in allen

⁶ Tess Ridge, *Childhood Poverty and Social Exclusion. From a Child's Perspective* (Studies in Poverty, Inequality and Social Exclusion), Bristol 2002. Vgl. auch den Beitrag von Paloma Fernandez de la Hoz und Magdalena Holztrattner in diesem Heft.

⁷ Kai-D. Bussmann / Claudia Erthal / Andreas Schroth, *Wirkung von Körperstrafenverboten. Erste Ergebnisse der europäischen Vergleichsstudie zu den „Auswirkungen eines gesetzlichen Verbots von Gewalt in der Erziehung“*, in: *Recht der Jugend und des Bildungswesens* 4 (2008), 404–422 (siehe auch: <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=16982&elem=2373464> [Abruf 8.7.2014]).

⁸ Murray A. Straus, *Beating the Devil out of them. Corporal Punishment in American Families*, New York 2001.

⁹ Doris Klepp / Sabine Buchebner-Ferstl / Markus Kaindl / Michael Kinn, *Eltern zwischen Anspruch und Überforderung. Eine psychosoziale Studie zu Erziehungswerten und -verhalten von Eltern*

deutschsprachigen Ländern sieht dieser Umstand ähnlich aus. Was die Rollenteilung zwischen Mann und Frau betrifft und die Strafpraktiken der Eltern, kann man sie durchaus als „zu traditionell“ bezeichnen.

2.2 Individualisierte Kindheiten

Kindheiten sind individualisiert – was heißt das? Individualisierung ist zum Schlagwort geworden und kann sehr Verschiedenes fassen. Behütet und gefördert stehen die Kinder der westlichen Länder im Zentrum *ihrer* kleinen Welt. Man kann diese starke Ausrichtung an der eigenen Person, ihren Wünschen und Interessen, die für eine individualisierte Gesellschaft so selbstverständlich ist, am besten im interkulturellen Vergleich illustrieren, ist uns innerhalb der eigenen Kultur diese Ausrichtung an der eigenen Person doch längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Um sie nicht als „Egoismus“ zu verstehen, was durchaus falsch wäre, spricht man vielleicht am besten von „Selbstorientierung“. In einer eigenen Studie hat die Autorin Vorschulkinder in Deutschland und in Zentralasien untersucht.¹⁰ Die Kinder (110 in Zentralasien und 52 in Deutschland) wurden z. B. gebeten, die Personen, die ihnen am liebsten sind, zu zeichnen. Malten die Kinder sich selber mit aufs Blatt, was nicht wenige in beiden Ländern taten, so stellten sich die deutschen Vorschulkinder überproportional groß dar, in expressiven Versuchen, ihre höchst persönliche Welt abzubilden. Umgekehrt machten es die zentralasiatischen Kinder: Sie stellten sich

im richtigen proportionalen Verhältnis dar: größer als ihre kleinen Geschwister, wesentlich kleiner als ihre Eltern.

Damit blieb die Interpretation der Zeichnungen jedoch immer noch spekulativ. Die Kinder wurden also gebeten, ihre Zeichnungen zu kommentieren. Die deutschen Kinder deuteten die Beziehungen zu den wichtigen Personen im Wesentlichen emotional und zumeist lustvoll, gelegentlich auch ambivalent, jedenfalls aber in Bezug auf sich selber: Diese Personen – so sagten sie – „spielen mit mir“, „haben mich gern“, „machen Quatsch mit mir“, „trösten mich“; selten, aber dennoch in einigen Fällen, beklagten die Kinder auch einen Mangel an Interesse oder Zeit, die diese Personen für sie aufbrächten. Die zentralasiatischen Kinder dagegen nennen vorwiegend funktionale Beziehungen. Die Personen sichern das Überleben, die wichtigen Dinge des Alltags: „sie kochen“, „heizen das Haus“, „bringen das Wasser“ – so lauten die Aussagen dieser Kinder zu den ihnen wichtigen Personen. Am eklatantesten ist die andere Deutung des Vaters. Der deutsche Papa ist da zum „Quatschmachen“ und zum „Boxen“, das sind vom kleinen Kind aus gesehen seine wichtigen Beiträge. Als Spielpartner erhält er seine Bedeutung in der Wahrnehmung der kleineren Kinder; seine Leistungen treten offensichtlich nicht ins Bewusstsein der Kinder. Der kirgisische Vater dagegen repariert nach Aussagen der Kinder das Haus, bringt Holz – auch den kleinen Kindern ist sein besonderer Beitrag bewusst, und dieser ist in erster Linie funktional.

unter dem Aspekt ihrer Lebensbedingungen und des subjektiven Befindens (Familienforschung 19), Wien 2008 (siehe auch: http://www.eltern-bildung.at/fileadmin/user_upload/Downloads/erziehungsstudie_2008.pdf [Abruf 8.7.2014]).

¹⁰ Doris Bühler-Niederberger / Jessica Schwittek, Young Children in Kyrgyzstan – Agency in Tight Hierarchical Structures, in: *Childhood* 20 (2013) (DOI: 10.1177/ 0907568213496658 – zuerst online veröffentlicht)

Schon fast überflüssig zu sagen, dass auch der eigene Beitrag des Kinder ein anderer ist: Wo deutsche Kinder höchstens angeben, dass sie das Haustier füttern und helfen, das Zimmer aufzuräumen, nennen zentralasiatische Kinder mit drei bis fünf Jahren bereits eigene Beiträge, die sie in diesem hierarchischen Zusammenhang von Funktionen leisten: „ich hole Wasser“, „ich hüte den kleinen Bruder“, „ich helfe der Mutter“. Nur einige wenige zentralasiatische Kinder, die viele ältere Geschwister hatten, sagten, dass sie nicht helfen müssten, weil die großen Geschwister diese Arbeiten erledigen würden.

In einer klassenweisen Befragung von ca. 400 Zweitklässlern, je hier und dort, haben wir die Kinder gefragt, was sie am liebsten mit ihren Eltern machen. Die Kinder hier nennen alle möglichen Dinge: in den Zoo gehen, ins Kino gehen, die Lieblingsfernsehserie zusammen ansehen, kuscheln usw. Die häufigste Nennung in Zentralasien ist: „mit den Eltern arbeiten“. Die etwas größeren Kinder dort sagen also auch nicht, dass sie den Eltern „helfen“, sondern dass sie „arbeiten“, wohl auch in der selbstbewussten Annahme, dass dies Arbeit ist. Auf dem Land nennen das über vierzig Prozent der Kinder als ihre „Lieblingsbeschäftigung“ mit den Eltern.

Diese starke Ausrichtung auf ein Selbst, auf die eigene Person sowie deren Wünsche und Perspektiven, wie sie bei den Kindern in unserer Gesellschaft festzustellen ist, ist aber nicht nur Spaß und Genuss. Sie stellt Ansprüche an Eltern und Kinder gleichermaßen. De Singly¹¹ hat in einer Untersuchung von mehr als zweihundert französischen Eltern festgestellt,

dass diese fast durchwegs davon sprachen, wie wichtig es sei, dass das Kind seine ganz persönliche Identität entwickeln könne. „Das Kind muss es selber werden“ –, das sei ein kategorischer Imperativ für die Eltern. Man könne dies, so diese Eltern, über Kurse, Musik, Sport oder über Situationen erreichen, die man entsprechend schafft: die Freunde des Kindes zum Wochenende einladen, das Kind früh unter Leute bringen, es einmal alleine etwas bewältigen lassen. Vor allem aber dürfe man ihm nicht die eigene Meinung aufdrängen, sagen die Eltern. Das tun Eltern hierzulande genauso.

Damit ist allerdings auch die Erwartung verbunden, dass aus dieser individualisierten Förderung Potenzial wächst, dass das Kind z. B. hinter dem steht, was es tut und entsprechende Leistung zeigt. Die Kinder sind gehalten, früh eigene Interessen zu entwickeln, zu wissen, was sie wollen. Die Autorin dieses Beitrags hat das im Hinblick auf Berufswünsche junger Menschen untersucht.¹² Mit verschiedenen Gruppen von Studienanfängern und Jugendlichen, die am Beginn einer Ausbildung im Handwerk standen, wurde Rückblick gehalten auf Berufswünsche, die sie als Kinder gehabt hatten. Von den über tausend Befragten erinnerten zwei Drittel solche frühen Berufswünsche. Von Erwachsenen aus gesehen „typische“ Kinderwünsche wie Polizist, Feuerwehrmann, Lokomotivführer wurden allerdings eher selten genannt. Die Wünsche zeigten vielmehr eine hohe biografische Konstanz: Ein Viertel der genannten Wünsche entsprach recht genau dem nun gewählten Studium resp. der gewählten Ausbildung. Früh eigene Wünsche zu entwickeln, das sei eine Anforderung,

¹¹ François de Singly, *Le Soi, le couple et la famille*, Paris 1996.

¹² Doris Bühler-Niederberger / Alexandra König, *Childhood as a Resource and laboratory for the Self-Project*, in: *Childhood* 18 (2011), 180–195. (DOI: 10.1177/0907568210391490)

berichteten Jugendliche, die an sie gerichtet würde. Die Mehrheit der Befragten gab an, dass ihnen ihre Eltern bei der Berufswahl keine konkreten Empfehlungen gegeben hätten. Einige schrieben hinter diese Frage, die Eltern hätten vor allem gesagt, dass sie tun müssten, was sie wirklich wollten. Das heißt: Man ist gehalten, einen Wunsch als Bestandteil eines „Selbst-Projektes“ zu entwickeln, Entscheidungen zu treffen, hinter denen man erkennbar steht. „Ein früher Wunsch erweist sich als Kapital zum Durchhalten und Überwinden von Widrigkeiten. Auf der Suche nach Ursachen, die Auszubildende mit schwierigem Ausbildungsverlauf dazu bewegten, durchzuhalten oder es immerhin im selben Beruf weiter zu versuchen, erwies es sich nämlich als wichtig, wenn die Auszubildenden angaben, sie hätten schon immer und d.h. eben schon als Kind, genau an dieser Tätigkeit besonderes Interesse gehabt. Individualisierung ist also nicht nur ein Zugeständnis an die Heranwachsenden, sondern beinhaltet auch einen Anspruch an deren Umgang mit sich selbst.

Individualisierung ist auch anspruchsvoll, was die Wahrnehmung der *anderen* Personen und den Umgang mit diesen betrifft. Bereits die Kindergartenkinder in

Deutschland nannten bei der Kommentierung ihrer Zeichnungen in erstaunlich differenzierter Weise Eigenarten, Schwächen, Vorlieben dieser Personen, die sie also offensichtlich registrieren und auf die sie wohl auch reagieren (müssen).

2.3 „Ungleiche“ Kindheiten

Werden in den letzten Jahrzehnten ungleiche Chancen der Kinder besprochen, sind vor allem die ungleichen Chancen auf Erfolg im Bildungswesen gemeint. Tatsächlich wird eben diesem Erfolg eine immer höhere Bedeutung zugemessen. In den PISA-Studien wurde für Deutschland eine besonders hohe Abhängigkeit des Bildungserfolgs von der sozialen Stellung der Herkunftsfamilie festgestellt. In Österreich sieht die Bildungssituation ganz ähnlich aus: Auch hier hat ein stark selektives Bildungssystem mit einer frühen und nachhaltigen Aufteilung auf verschiedene Schultypen zu tun. In den PISA-Studien zeigt sich eine insgesamt mittlere Leistung der Schüler bei einer gleichzeitig starken Abhängigkeit dieser Leistung von der sozialen Herkunft.

Wie kommt dieser Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg zustande? Werden die Kinder in sozial schwächeren Familien weniger gefördert? Sollte das der Fall sein – und die deutschen Medien etwa ließen sich im Gefolge der PISA-Ergebnisse zu krassen Schuldzuschreibungen an sogenannte „bildungsferne Milieus“ hinreißen –, so könnte dies jedoch nicht einmal die Hälfte des Zusammenhangs erklären. Zu mehr als der Hälfte kommen die Unterschiede im Bildungserfolg nämlich über sogenannte „sekundäre Herkunftseffekte“ zustande, d.h. über einen Einfluss der Herkunft auf den Bildungserfolg *unabhängig* von den tatsächlichen

Weiterführende Literatur:

Doris Bühler-Niederberger, *Lebensphase Kindheit. Theoretische Ansätze; Akteure und Handlungsräume*, Weinheim 2011. Eine kompakte Übersicht über grundlegende Sichtweisen einer modernen Soziologie der Kindheit.

Meike S. Bader/Florian Eßer/Wolfgang Schröer (Hg.), *Kindheiten der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt a.M. 2014.

kognitiven Fähigkeiten der Schüler.¹³ D.h. Eltern treffen andere Entscheidungen in Bezug auf die Bildungskarriere ihrer Kinder, vor allem aber – und das ist das Schwerwiegende – beurteilen auch Lehrkräfte die Kinder unterschiedlich. Die Lehrkräfte sind – bei gleichen Schülerleistungen – wesentlich zurückhaltender mit Gymnasialempfehlungen für Kinder tieferer sozialer Schichten. Sie beurteilen damit nur zum Teil die Leistungen der Kinder, zu einem fast größeren Teil aber deren – von den Lehrkräften aus gesehen – gute oder weniger gute Familien.

Die ungleichen Bildungschancen sind bedenklich. Sie sind es nicht nur, wenn man – wie dies in diesem Zusammenhang meist geschieht – nach der Verschwendung von „Humankapital“ fragt oder nach der sozialen Integration der Gesellschaft. Vielmehr gälte es, deren Bedeutung für die Kinder selber und für die Qualität ihrer Kindheiten zu berücksichtigen. Was bedeutet es zu erfahren, dass man möglicherweise trotz guter Leistungen, die man erbracht hat, zurückgesetzt wird? Wenn andere besser beurteilt werden, weiterkommen und alle Anstrengungen nicht viel bringen? Ist man entmutigt, wütend, versucht man es mit bravem Fleiß, aber nicht allzu viel Selbstvertrauen? Es gibt eine erstaunliche Diskrepanz zwischen dem Einsatz, den die Bildungsforschung für die genaue Berechnung von Leistungen, deren Steigerung und deren Vergleich im internationalen Rahmen leistet, und ihrem Desinteresse daran, was es für die Qualität von Kindheiten bedeutet, solche Erfahrungen zu machen oder z.B. auch solche Erfahrungen immer wieder (und vielleicht nur ganz knapp) vermeiden zu können.

3 Fazit – Kindheiten und ihre Qualitäten zwischen widersprüchlichen Anforderungen

Blickt man auf Kindheiten als Lebenslagen, die an die Kinder Ansprüche stellen und gewisse Qualitäten bieten oder vermissen lassen, so kommt man zu einigen positiven und einigen negativen Schlussfolgerungen. Negativ ist das Desinteresse von Staat und Öffentlichkeit hinsichtlich der Zumutungen, die ein dermaßen ungleiches Bildungssystem für Kinder (und Eltern!) bereithält. Positiv sind dagegen vor allem die Bemühungen der Eltern zu vermerken. Dabei gehen die Eltern einen Balanceakt. Sie versuchen den Anforderungen einer modernen Gesellschaft Genüge zu tun, in der an Beziehungen aller Art auch der Anspruch gestellt wird, höchstpersönlicher Art zu sein. Die Aussagen der Kinder lassen erkennen, dass die Eltern ihre Kinder diese Qualität erleben lassen. Betrachten wir Kindheit dann dennoch auch als Vorbereitung auf das spätere Leben: die Berufswahl, die Durchsetzung im Beruf, die spätere eigene Familie, so sind die Kinder gut vorbereitet auf die individualisierte Gesellschaft. Sie lernen eigenen und anderen persönlichen Besonderheiten Rechnung zu tragen und auf deren Potenzial aufzubauen. Kinder sind also nicht mehr nur die Tonerde, die in bestimmter (und möglichst gleicher) Weise geformt werden soll.

Umgekehrt stellen aber die Eltern an sich den Anspruch, den Kindern möglichst konventionelle Verhältnisse zu bieten, eine richtige Familie eben; auch das zeigen unsere Befunde. Sie fühlen sich verpflichtet, die Kinder nicht zu „verwöhnen“, selbst

¹³ Kai Maaz u. a. (Hg.), Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule. Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten (Bildungsforschung 34), Bonn 2010.

wenn sie andererseits verständnisvoll und einfühlsam sein möchten. Die Ratschläge zu den „Grenzen, die Kinder brauchen“ und der Gefahr der elterlichen Großzügigkeit haben sich also nicht nur gut verkauft, sie sind auch auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Umsetzung in den individualisierten Familien fällt allerdings schwerer: Wie verbindet man die Nähe der ganz persönlichen Beziehung mit strikten alltäglichen Regeln? Vielleicht wäre eine versöhnliche Antwort eine gelassene Annäherung an die Einhaltung dieser Regel. Klappt die Befolgung heute nicht ganz, so klappt sie vielleicht morgen oder übermorgen schon besser. Und wen stört es, wenn im privaten Raum Regeln einmal neu und vielleicht sogar ganz anders verhandelt werden? Aber da stehen die unbedingten Formulierungen, wie sie noch auf der alten Vorstellung eines sündigen, schwachen Kindes basieren: „Das Kind darf keineswegs verwöhnt werden“, „es braucht unbedingt Grenzen“, „es wird sonst zum Tyrannen“. Der Versuch der Eltern, beiden Ansprüchen zu genügen, also sowohl aktuelle Lebensqualitäten und gerade damit auch eine Vorbereitung auf die moderne Gesellschaft zu gewährleisten, aber auch gleichzeitig das Kind in die Schranken zu verweisen, die ihnen die alte Rhetorik der Angst anrät, erzeugt Wut, Hilflosigkeit. Das könnte zumindest als ein Grund für elterliche Strafen gelten, die längst den Einstellungen der meisten Eltern zuwider laufen. Denn aktuelle Umfragen zeigen, dass die überwiegende Mehrheit der Eltern Körperstrafen ablehnt und ohnehin als unwirksam betrachtet.

Die Kindheit also ist in verschiedener Hinsicht zwischen der Moderne, in der wir sehr persönliche Beziehungen in unserer Familie und unserem Freundeskreis etablieren möchten, und alten, aber stets neu

bedienten Vorstellungen eines sich ganz dem Negativen zuneigenden Kindes angesiedelt. Dieses – so die Vorstellung – könnte solche Nähe sogleich nutzen, um den Bezugspersonen in den Rücken zu fallen. Es wäre also auch den Eltern gedient, würde die alte Vorstellung von der Kindheit als Wiege allen Übels und damit als einem frühen „Kampffeld“ auf ein realistisches Maß zurückgeschraubt und nicht weiter als Damoklesschwert über der Kindheit hängen. Nicht alle späteren Kämpfe können in der Kindheit bereits ausgefochten und – so die Hoffnung – dank der Macht der Erwachsenen über die Kinder und der konsequenten Erziehung auch gewonnen werden. Damit kann aber auch nicht alles bereits auf diesem turbulenten Feld verloren werden. Ohnehin kann dies nicht geschehen, bei dem Ausmaß an Einsatz, den die allermeisten heutigen Eltern zeigen. Zurückgeschraubt werden sollte die alte Vorstellung zugunsten einer Betrachtung von Kindheit als Lebenslage mit Anspruch auf Qualität in sich und von Kindern als Akteuren mit einer eigenen ernstzunehmenden Perspektive. Auch damit können nicht alle zukünftigen Probleme der Heranwachsenden und der Gesellschaft vermieden werden, aber immerhin: Die Gegenwart könnte deutlich entspannter gestaltet werden.

Die Autorin: Die Autorin ist Professorin für Soziologie der Familie, Jugend und Erziehung an der Bergischen Universität Wuppertal. Ihren Forschungsschwerpunkt bilden Projekte und Publikationen rund um das Thema „Soziologie der Kindheit“. Sie war Präsidentin der Forschungskommission „Sociology of Childhood“ der Internationalen Soziologengesellschaft und Sprecherin der entsprechenden Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.